

"Noten sind pseudogenau"

Autor(en): **Kugler, Bettina**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **21 (2014)**

Heft 233

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-884508>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Noten sind
pseudogenau»

Auch öffentliche
Schulen richten
das Lernen immer
stärker auf die in-
dividuellen Voraus-
setzungen des
Kindes aus. Im Ge-
spräch erzählen
zwei junge Primar-
lehrerinnen von
ihrem Schulalltag
in Diepoldsau
und Reute AR.

von Bettina Kugler

Wann war für Euch klar, dass
Ihr einmal Schule geben
möchtet, und welches Berufs-
ideal stand Euch da vor
Augen?

Nadine Kruythof: Ich habe mich in der
Kanti entschieden. Meine Matura-
arbeit habe ich über Integration von
Kindern mit einer geistigen Behin-
derung gemacht – am Beispiel einer
ersten Klasse, in der Heilpädagogin
und Klassenlehrerin durchgehend bei-
de anwesend waren. Ich habe beo-
bachtet, wie sie arbeiten und gemerkt,
dass mich das interessieren würde.
Ich könnte mir auch vorstellen, mich
berufsbegleitend weiter zur Heilpäda-
gogin auszubilden.

Flavia Jäckli: Ich wollte schon in
der Primarschule Lehrerin werden.
Ich habe dann nach der Kanti zu-
nächst mit der Sek-Ausbildung be-
gonnen, aber gemerkt: Eigentlich
zieht es mich doch eher an die Pri-
marschule. Es ist schön, mit den
Kindern zu arbeiten, sie begleiten
zu können; man ist für sie eine
wichtige Bezugsperson, und es ist
gut, wenn sie mir vertrauen kön-
nen. Ich bin auch «Vorbild» und
möchte ihnen etwas weitergeben.

Hattet Ihr selbst Lehrer, die
Euch das vermittelt haben?

Jäckli: Ja, übrigens waren es bei mir
durchgehend Männer. Inzwischen sind
sie ja eher eine Minderheit, es gibt
mehrheitlich Lehrerinnen. Begeistert
haben mich besonders gemeinsame
Unternehmungen: Lager, oder in der
Badi übernachten mit der Klasse.
Ich habe nicht bewusst darauf geach-
tet, ob es so etwas wie einen «Stil»
gab, den ich übernehmen wollte. Das
entwickelt sich auch erst mit der Zeit.

Kommt die Art, wie Ihr jetzt
arbeitet, Eurem Ideal von
Schule einigermaßen nahe?

Jäckli: Es hat sich schon viel getan
und vieles ist gerade im Umbruch, aber
das, was ich gern machen würde, ist
es noch nicht. Oft muss ich entscheiden,
dass wir gemeinsam abschliessen,
und weiss eigentlich: Manches Kind
bräuchte mich jetzt noch mehr.
Wichtig ist für mich das Gefühl, dass
die Schüler und Schülerinnen gern
kommen. Ich bin schon sehr zufrieden
mit dem, was ich ändern kann, es
sind kleine Schritte. Aber Schulen der
Zukunft sehen wohl anders aus.

Kruythof: Ich habe bewusst nach
einer Schule gesucht, an der das
Lernen im individuellen Rhythmus
schon umgesetzt wird. Man ist

immer ein wenig am Entwickeln
und Herausfinden, welche Ar-
beitsweisen am ehesten zu diesem
Ziel führen. Etwa beim Wochen-
plan: Der kann zwar den Bedürf-
nissen des Kindes angepasst
werden, verleitet es aber dazu, die
Aufgaben möglichst schnell zu
erledigen. Das ist an sich nicht das
Ziel. Man muss also eine Balance
finden.

Jäckli: Trotzdem müssen wir uns den
Strukturen anpassen, indem wir Noten
geben müssen zum Beispiel. Da gibt
es Kinder, die viel arbeiten und für sich
viel erreichen – aber es ist dann
schlussendlich doch «nur» ein Vierer.

Wer braucht denn die Noten?

Jäckli: Am meisten die Eltern. Viele
glauben, dass Noten ganz klar und ge-
nau aussagen, wo das Kind steht.
Dabei ist eine Note nichts als eine Zahl.
Viel differenzierter wäre ein Kompe-
tenzraster. Ob Noten die Kinder anspor-
nen? Tatsächlich sind sie unterdes-
sen ziemlich «notengeil», überspitzt ge-
sagt. Sie fragen oft: Gibt das denn
Noten? Aber diese Haltung bekommen
sie einfach von anderen so mit, sie
werden darauf getrimmt: Eine Note ist
das, was mich auszeichnet.

Kruythof: Das verinnerlichen sie
wirklich erschreckend schnell. Als

Lehrerin muss ich immer wieder betonen, dass Prüfungsnoten lediglich ein Teil der Bewertung im Zeugnis sind. Immer nur mit Zahlen zu benoten, verleitet die Kinder dazu, ständig zu rechnen. Man kann auflisten, Durchschnitte ausrechnen, das ist dann die Zeugnisnote. Aber das sagt überhaupt nichts aus über die Leistung des Kindes. Es ist einfach pseudogenau und pseudogerecht.

Welche Erfahrungen macht Ihr mit der freien Wochenplan-Arbeit?

Jäckli: An sich können schon Kindergartenkinder gut für sich entscheiden, womit sie sich beschäftigen möchten, wenn eine Phase in der Gruppe abgeschlossen ist. In der Schule geht das leider schnell verloren, und sie müssen es erst wieder lernen. Schön wäre, man könnte es bruchlos in die Schulzeit hinüberziehen.

Kruythof: Viele Kinder sind leicht zu begeistern und bleiben mit Spass an einer Sache, die sie gut können, brauchen aber Begleitung, wenn es darum geht, den Überblick über ihr Lernen zu behalten und einzuschätzen, wofür sie mehr Energie einsetzen müssen. Mit den Kleineren besprechen wir deshalb immer, bevor sie heimgehen, den Wochenplan und schauen, was sie abstreichen können oder was sie noch als Hausaufgabe haben.

Birgt das nicht auch die Gefahr, dass man dem Kind vor allem seine Defizite aufzeigt?

Kruythof: Es geht durchaus anders. Für das Selbstvertrauen des Kindes ist wichtig, dass es seine Fortschritte sehen kann. Man muss regelmässig mit dem Kind zurückschauen, um den Prozess zu erkennen. Es braucht diesen Motor, um bei neuen Zielen das Gefühl zu haben: ich schaffe das auch.

Jäckli: Wir haben ein Lernfortschrittsheft, eine Art Portfolio, in das die Kinder Gelungenes eintragen oder einkleben können. Wenn sie vom selbständigen Arbeiten an den Tisch in der Mitte zurückkommen, gebe ich ihnen ein Feedback, und wenn es ein positives ist, sind sie unglaublich

stolz. Aber es ist allgemein leider so, dass man eher Kritik formuliert, als seine Zufriedenheit zum Ausdruck zu bringen. Auch die Eltern kommen vor allem, wenn sie etwas stört. Dabei weiss jeder, wie gut es tut und wie sehr es motiviert, etwas Positives über sich zu hören!

Hier in Diepoldsau gibt es einen grossen quadratischen Versammlungstisch, darum herum gruppiert Einzel- und Partnerplätze; teils mit Blick aus dem Fenster, teils in Nischen, teils Stehpulte. Wie sieht das Schulzimmer in Reute aus, Frau Kruythof?

Kruythof: Bei uns hat jedes Kind im Schulzimmer einen fixen Platz; daneben gibt es ein Versammlungszimmer mit einem Kreis, und dann haben wir viele Orte, an denen sie zu zweit arbeiten können. Das unterstützt die unterschiedlichen Arbeitsformen; wie stark es das Lernen beeinflusst, ist aber von Kind zu Kind verschieden. Für manche sind Bilder und Farben höchst inspirierend, anderen ist das dann schon zu viel; manchmal ist es schwierig, das richtig einzuschätzen.

Jäckli: Auch von Kindern erfordert es viel Selbstdisziplin, von sich aus einen Platz zu verlassen, wenn sie merken, dass sie etwas anderes brauchen, zum Beispiel mehr Ruhe und Konzentration. In einem relativ kleinen Raum mit achtzehn Kindern ist das nicht immer einfach – sie müssen sich da aufeinander verlassen können, sonst ist es schnell zu laut. Wenn ich merke, dass es gar nicht geht, schicke ich auch mal Kinder hinunter und sage, sie sollen dann wiederkommen, wenn sie ruhiger sind. Manchmal sagen es die Kinder selbst, wenn sie etwas stört oder ablenkt. Es darf und soll sich etwas ändern.

An jedem Pult gibt es Lärmschutz-Kopfhörer...

Jäckli: Ja, die wurden im Werken nicht mehr gebraucht... Manche Kinder benutzen sie gern, zum Beispiel für Prüfungen.

Diepoldsau hat ein Projekt «Schule der Zukunft» gestartet. Was ist da bislang aufgeleistet?

Jäckli: Vor etwa einem Jahr besuchte eine kleine Gruppe den 1. Bildungskongress in Zürich. Sie war tief beeindruckt, wie eine potentialentfaltende Schule heute aussehen könnte. Im Juni 2013 wurde uns das «Churer Modell» vorgestellt. Dieses Referat veranlasste viele Lehrkräfte, erste Versuche mit neuen Ideen umzusetzen. Um uns noch mehr mit der Thematik der «Schule der Zukunft» auseinanderzusetzen, haben wir Andreas Müller vom Institut Beatenberg eingeladen. Weiter werden Ende Mai alle Diepoldsauer Lehrkräfte eine Schule besuchen, die anders funktioniert und das Lernen auf eine andere Art geschehen kann. Als Höhepunkt der ersten Phase «Schule der Zukunft» führen wir nach den Sommerferien eine zweitägige Zukunftswerkstatt durch. An diesem Anlass sind nebst den Lehrkräften und Behörden auch Eltern mit dabei.

Wie sieht das «Churer Modell» aus?

Jäckli: Die Kinder können zum Beispiel ihren Platz frei wählen, je nachdem, wo sie am liebsten arbeiten. Das Schulzimmer ist nicht mehr zur Tafel hin ausgerichtet, sondern es gibt einen Kreis, eine Mitte, in der man zusammenkommt – und ansonsten eine vielgestaltige Lernumgebung. Das sind erste Schritte. Die Schüler merken dabei: Es geht ja um mich. Das bringt bereits viel und fördert die Eigenverantwortung. Entgegen der Haltung: Ich gehe in die Schule, und da ist die Lehrerin, die mir sagt, was dran ist, was gut ist und was falsch, was im Zeichnen schön ist und was nicht... Das gibt ihnen das Gefühl, abhängig zu sein, und das hemmt gutes Lernen.

In welche Richtung müsste sich aus Eurer Sicht die Schule der Zukunft entwickeln?

Jäckli: Wenn ich für die Kinder noch mehr Lerncoach, Lernbegleiterin sein könnte. Das hiesse auch, mit weniger Kindern zu arbeiten – vielleicht sechs bis acht, in unterschiedlichem Alter, so dass das Gefühl entsteht: Wir als Schule sind eine Gemeinschaft, in der wir gegenseitig voneinander

lernen. Und dann würde ich mir wünschen, dass sich das Berufsbild wegbewegt vom Einzelkämpfer, der sich behaupten muss. Dass wir Lehrpersonen uns viel mehr gegenseitig unterstützen. Zum Beispiel könnte es ein gemeinsames Vorbereitungszimmer geben, das würde das Wir-Gefühl stärken.

Kruthof: Zum einen müssen wir der Individualität jedes Kindes gerecht werden, sei es körperlich, sei es vom Entwicklungsstand – und trotzdem eine Gruppe, eine Klasse, eine Schule sein. Jedes Kind sollte verstehen, dass es nicht immer das Gleiche braucht wie die anderen, dass es dort lernen kann, wo es steht. Eine gute Balance aus Gemeinschaftsgefühl und Arbeit im eigenen Rhythmus, dazu eine Lehrperson, die das Kind in Coaching-Gesprächen über längere Zeit begleitet und fördert.

Erwartet Ihr von politischer Seite Unterstützung in dieser Hinsicht?

Jäckli: Ich denke, die Initiative wird von den Schulen selbst kommen müssen. Da wird es einen Umbruch geben. Und es geht nicht nur an privaten Schulen; vieles kann man auch an öffentlichen Schulen umsetzen. Die politische Seite muss aber sicher mitziehen, brauchen doch solche Projekte auch zusätzliche Finanzen.

Kruthof: Ich habe das Gefühl, dass wir auf einem guten Weg mit diesen Zielen sind. Viele öffentliche Schulen stellen auf Schulformen um, in denen individualisiert werden muss, und dies nicht nur aufgrund von starken Schwankungen in der Schülerzahl. Sondern auch, weil Schulleitung, Lehrer und Lehrerinnen aus pädagogischen Gründen überzeugt sind davon, dass wir nicht mehr unterrichten können wie im Industriezeitalter.

Flavia Jäckli, Jahrgang 1987, arbeitet seit 2010 im Schulhaus Mitteldorf in Diepoldsau; Nadine Kruthof, Jahrgang 1990, unterrichtet seit dem Sommer auf der Mittelstufe in Reute AR – altersgemischt und im Team mit einem Kollegen.

Bettina Kugler, 1970, ist Journalistin beim «St.Galler Tagblatt».

